



Grosser Rat des Kantons Basel-Stadt

Leonhard Burckhardt
Grossratspräsident

Antrittsrede als Präsident des Grossen Rates des Kantons Basel – Stadt

12. Februar 2003

Frau Statthalterin

Liebe Grossrätinnen und Grossräte

Herr Regierungspräsident

Frau Regierungsrätin

Herren Regierungsräte

Meine Damen und Herren

Die erste europäische Hochkultur, die der historischen Forschung in der Mannigfaltigkeit ihres politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens konkret zugänglich ist, bestand in ihrem bedeutendsten Teil aus einem Konglomerat von Stadtstaaten, die flächenmässig im Durchschnitt der Grösse unseres Kantons entsprochen haben mögen, bevölkerungsmässig freilich in ihrer überwiegenden Zahl wesentlich schwächer waren. Diese Stadtstaaten, die Poleis, waren Lebensgrundlage und Entwicklungsmotor des antiken Griechenland, einer Kultur, deren Errungenschaften in vielen Facetten unseres heutigen Lebens noch gegenwärtig sind. Ich nenne nur zwei Beispiele, die Ihnen allen vertraut sind: Das, was wir im Moment praktizieren, die Demokratie nämlich, die Herrschaft des Volkes, wurde, soweit wir sehen, erfunden und in der Weltgeschichte erstmals gelebt im Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. - aus heutiger Sicht zwar in mangelhafter Form, weil sie auf Sklaverei gründete und Frauen vom politischen Leben ausgeschlossen waren, indessen für die damalige Zeit revolutionär, weil sie politische Unterschiede innerhalb ihrer Bürgerschaft nicht mehr akzeptierte, wie das sonst überall selbstverständlich war. Auch das Theater, griechisch: der Ort, wo wir etwas betrachten, ist in Europa zunächst in Griechenland aufgekommen: eine Stadt ohne Theater galt als beinahe kulturlos und war damit eigentlich gar keine richtige Stadt: meines Erachtens gilt das durchaus auch noch heute.

Sie werden es einem Historiker, der sich beruflich mit dem antiken Griechenland und Rom zu befassen hat, verzeihen, wenn er die Polis als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen wählt. Ich fühle mich dazu umso eher berechtigt, als es ein Basler war, der als einer der ersten überhaupt die überragende Bedeutung der Polis für die griechische Geschichte erkannte, nämlich Jacob Burckhardt, der im 19. Jh. die griechische Kultur von der Polis her verstand und beschrieb. Ich bin überzeugt, dass Jacob Burckhardt seine bahnbrechenden Erkenntnisse nur haben konnte, weil er in einem Land aufwuchs und lebte, das im Gegensatz zu den umliegenden Gebilden ein Kleinstaat war, und besonders, weil er in einem Stadtkanton wirkte, der wie wenige Gemeinwesen einer griechischen Polis nahekam. Das befruchtete seine historische Forschung über die politischen Strukturen der

griechischen Polis, die Einsicht in diese wiederum verhalf ihm zu anregenden Ideen zu den Verhältnissen seiner eigenen Zeit. Dass seine innere Haltung und sein politischer Konservatismus ihn beides, antike und aktuelle Politik, mit grosser Skepsis betrachten liessen, sei nicht verschwiegen; Jacob Burckhardt, dessen Vetter zu sein ich mich übrigens bei äusserst extensiver Auslegung des Verwandtschaftsbegriffes rühmen darf, ist aber immerhin ein Beispiel dafür, wie fruchtbar der Dialog zwischen Gegenwart und auch entfernter Vergangenheit sein kann.

Fürchten Sie nun aber nicht, dass ich Ihnen im folgenden eine historische Seminarübung zur antiken Polis unter spezieller Berücksichtigung der Arbeitsbedingungen an der Universität Basel im 19. Jh. vorexerziere; die genannten Momente sollen lediglich Anlass dazu geben, sich einige Fragen zu Qualität und Problemen moderner Städte zu stellen, darunter natürlich besonders Basels, und diese, wo das sinnvoll ist, im Licht antiker Erscheinungen zusätzlich zu erhellen.

Kein anderer Schweizer Kanton ist so sehr städtisch geprägt wie der unsere, in keinem anderen Kanton lebt ein so hoher Anteil der Bewohnerinnen und Bewohnern in Städten wie in Basel-Stadt. Der Plural ist kein Versprecher, denn unter diese ist, zumindest wenn die Einwohnerzahl zum Maßstab genommen wird, auch Riehen zu zählen: immerhin ist es bevölkerungsstärker als die Hälfte der Schweizer Kantonshauptorte und damit grösser als so städtisch wirkende Orte wie Solothurn oder Bellinzona. Baselstadt kann also durchaus als Muster gelten, wo Urbanität gelebt wird. Die Rolle der Stadtmenschen sollten wir deswegen nicht nur zu unserem eigenen Wohl bewusst annehmen, sondern auch gegenüber dem Rest der Eidgenossenschaft spielen, wo für uns sonst, wie mir scheint, hauptsächlich diejenige des chemiegenährten Goldesels vorgesehen ist.

Mit dem Begriff städtische Lebensart verbinden sich assoziativ so verheissungsvolle Dinge wie Weltoffenheit, kulturelle Vielfalt, dynamische Entwicklung, Anziehungskraft auf die Umgebung und intakter Bürgersinn. Besonders letzterer machte die Qualität des griechischen Stadtstaates aus, der viel mehr als eine Gemeinschaft von Bürgern, die an Politik und Gerichten teilhatten, verstanden wurde denn als eine kompakte Ansammlung von Häusern. Vielleicht kann man dies modern so formulieren: Die Menschen sind die Stadt, aber Humanität entfaltet sich besser in gepflegter Architektur als anderswo.

Wenn aber beides, nämlich die am öffentlichen Leben im weiteren Sinn interessierten Einwohnerinnen und Einwohner und das identitätsstiftende Stadtbild, auch für moderne Urbanität als grundlegend erachtet werden, ist nicht zu übersehen, dass diese erheblichen Gefahren und Widersprüchlichkeiten ausgesetzt sind, die zwar nicht alle unbedingt kurzfristig virulent, aber doch langfristig wirksam sind. Ich möchte sie auf vier ausgewählte Gegensatzpaare zuspitzen, die ich diskutieren will, um dann einige Schlüsse daraus zu ziehen, freilich ohne sie dabei erschöpfend erfassen und behandeln zu können. Dafür reichen weder die Zeit noch meine Kenntnisse.

Den ersten Gegensatz, den ich gerade auch für Basel wirksam sehe, ist derjenige zwischen dem ausufernden Häusermeer, der Zersiedelung einerseits und der Begrenztheit unseres Raumes andererseits. Die Stadt im geographischen und funktionellen Sinne entspricht in keiner Weise mehr dem Stadtkanton in seinen Grenzen. Der städtische Raum greift weit über die eigentliche Kernstadt hinaus, die Menschen leben in anderen Kategorien als die politischen Grenzen als Planungsraum eigentlich vorgeben würden. Es droht ein Funktions- und damit Bedeutungsverlust der Kernstadt. Deren Rolle nimmt nun aber nicht ein neues

Gemeinwesen mit klar benennbaren Konturen ein, sondern wir sehen vor uns eine weit aufgefächerte Agglomeration, deren Identifikationspotential als Gesamtheit eher abzunehmen droht. Das gesichtslose Häusermeer ist der wirkliche Gegensatz zur urbanen Stadt, nicht der ländlich gebliebene Raum, auf den jede Stadt ja angewiesen ist. Noch sind wir in Basel nicht bei einem uferlosen Häuserbrei, aber Tendenzen einer Verlagerung von ursprünglich städtischen Aufgaben nach aussen, an den Rand einer sich immer mehr ausweitenden Gross-Siedlung, sind spürbar. Deren Bewohnerinnen und Bewohner, die nur zu einem Teil zu Kernstadt gehören, sehen sich nicht mehr unbedingt an diese gebunden, so gerne man sich noch in den Erfolgen etwa eines FCB sonnt. Das Stadtbewusstsein sinkt, die Solidarität wird schwächer oder zumindest selektiver, aber gerade diese scheint mir wesentlich zur urbanen Lebensqualität zu gehören.

Eine zweite Widersprüchlichkeit erkenne ich in der Gefahr eines zunehmenden Identitätsverlustes durch die wachsenden Mobilitätsangebote, die unsere Gesellschaft zu Verfügung stellt. Der Ort, wo man wohnt und lebt, wird zunehmend unwichtiger für das, was man tut und arbeitet. Die Lebensmitte wird weiter, manchmal zerrissener. Es ist heute gebräuchlich, insbesondere bei der jungen Generation, mittels Handy, email und anderem sozusagen an mehreren Orten gleichzeitig zu sein, schnell von hier nach da zu verkehren und damit Lebensbedürfnisse innert kurzer Zeit an vielen Orten zu erfüllen. Die Wahlmöglichkeiten zwischen mehreren Angeboten in Arbeit, Kultur, Gesundheitspflege und Ausbildung steigen und damit die Konkurrenz unter den verschiedenen Standorten. Komplementär schwächt sich bei vielen Menschen die Identifizierung mit einem bestimmten Gemeinwesen ab. Man reagiert wiederum gegensätzlich: einem Aufgehen in einer Unterhaltungswelt, die ein Zappen von Ereignis zu Ereignis erlaubt, einerseits steht ein Rückzug ins Private, eine Abwendung von der Öffentlichkeit, namentlich der Politik, gegenüber.

Die dritte Diskrepanz, die ihnen als Politikerinnen und Politiker wohl am vertrautesten in den Ohren klingt, liegt im Auseinanderklaffen der Ansprüche an den Kanton und der Mittel, die ihm zur Verfügung stehen. Ich will das nicht näher ausführen, wir besprechen das notwendigerweise oft genug in diesem Saal: ich bezweifle auch, dass Basel darin sehr originell ist oder dass solches nur für die heutige Zeit gilt. Als Historiker sollte man ja eigentlich nie die Platitüde: 'Das war schon immer so', von sich geben, aber in diesem Punkt bin ich fast versucht, soweit zu gehen. Staatliche Geldnot ist jedenfalls der welthistorische Normalfall. Ich bin demgegenüber dennoch überzeugt, dass hochstehende öffentliche Dienstleistungen zu einer intakten Stadt gehören und zum Heimatgefühl wie zur Standortqualität entscheidend beitragen. Dem steht nicht entgegen, dass wir mit den uns anvertrauten Steuergeldern haushälterisch umzugehen haben. Ein Wachstum ist nicht mehr möglich, genausowenig allerdings scheint mir aus dem genannten Grund ein starker Abbau der staatlichen Leistungen opportun. Es ist aber deutlich und manchmal schmerzhaft fühlbar, dass der Kanton in vielen Politikbereichen wie zum Beispiel Gesundheit, Sicherheit und tertiäre Bildung nicht mehr autonom handeln kann, auch wenn die Bundesverfassung ihm die entsprechenden Aufgaben eigentlich zuweist. Wir teilen diese Beschränkung freilich mit den meisten anderen Schweizer Kantonen, vielleicht sogar bis auf einen mit allen. Das heisst folglich, dass wir alleine viele Probleme nicht mehr lösen können. Die politische Introspektion, deren Gesichtsfeld nicht weiter als von der St. Chrischona bis zum Wasserturm und vom Dreiländereck bis zum St. Jakob-Park reicht, ist definitiv überholt, so sehr wir uns auf unsere eigenen Qualitäten besinnen sollten. Wenn wir aber die politischen Grenzen nicht den gesellschaftlichen Realitäten anpassen können, und das scheint auf

absehbare Zeit nicht möglich, sind Kooperationen mit vielen Partnern notwendig, auch wenn das manchmal mühsam ist: sie verlangen Rücksicht, Phantasie und argumentativen Austausch. Städte aber haben immer vom Verkehr mit ihrer näheren und weiteren Umgebung gelebt und nur schon deswegen sollte die Führung eines toleranten und fruchtbaren Dialogs eine besondere Eigenschaft von Urbanität sein.

Schließlich scheinen in einem vierten Spannungsfeld die Bewahrung des Stadt- und Dorfbildes gegen die wirtschaftlich optimale Nutzung von Bauland und Bausubstanz zu stehen; man kann vielleicht auch sagen, dass die Bedürfnisse nach Tradition und Dynamik sich nicht nur, aber gerade auch hier aneinander reiben. Ich habe viel Verständnis für einen Denkmalschutz und eine Zonenordnung, die versuchen, Vertrautes und damit Liebgewordenes gegen zunehmenden Druck zu pflegen, und ich glaube auch nicht, dass die ungefähr 4% der Baufläche, die im Kanton denkmalgeschützt sind oder in Schutz- bzw. Schonzonen stehen, diesen wirklich an der notwendigen Dynamik hindern oder sein vorhandenes Entwicklungspotential ernsthaft zurückbinden. Gibt man die Schutzvorschriften aber auf oder beschneidet sie drastisch, fügt man dem Wesen der Stadt nicht nur äusserlich Schaden zu. Natürlich entspringen auf diesem Feld Konflikte, die nicht immer nur auf die eine Seite entschieden werden können. Neues muss entstehen können, damit man neuen Bedürfnissen gerecht werden kann. Die Stadtentwicklung ist wohl in einem dialektischen Prozess zu sehen: das heute Neue verbindet sich mit dem jetzt schon Vorhandenen zum zukünftigen Alten, dem wiederum dannzumal Neues entgegengestellt wird. Man sollte aber dafür Sorge tragen, dass der Dialog zwischen Epochen auf der gesicherten Basis des Bestehenden möglich und damit die eigene Vergangenheit lesbar bleibt.

Die aufgeworfenen Probleme sind gewiss ernst und nicht einmal die einzigen, die wir haben, und sie können zu Besorgnis Anlass geben. Aber wir sind uns wohl einig, wenn ich behaupte, dass unser Stadtkanton seine Anziehungskraft, seine Attraktivität diesen Trends zum Trotz bewahren muss und auch bewahren kann. Anziehend kann man durchaus in dreifachem Sinne verstehen: zunächst wirtschaftlich als einen Ort, der einen anzieht, also mit Kleidern - und anderen mehr oder weniger lebensnotwendigen Gütern - versieht, dann aber auch geographisch als einen Ort, wohin es einen zieht, wo man gerne hinget, und schliesslich ästhetisch als eine Stadt, die schön ist. Das alles bietet Basel-Stadt und wird es weiterhin bieten, wenn unser Handeln nicht von angstunterworfenem Pessimismus dominiert, sondern von vernunftgeleitetem Optimismus geprägt ist und wir die Chance der Urbanität nutzen.

Ich habe als Historiker natürlich keine Patentlösungen anzubieten, auf welche Weise wir urban werden oder bleiben. Die Geschichte ist bekanntlich kein Kuchenrezept, das einem die Zutaten bereitstellt, deren es bedarf, um ein bestimmtes politisches Resultat zu erreichen. Ich erlaube mir aber, zu den aufgeworfenen Problemen aus meiner Sicht einige wenige Gedanken vorzutragen.

Ich bin davon überzeugt, dass jeder Franken, den wir in unsere Kultur investieren, um ein Vielfaches zurückkommt. Das mag sich weniger in den rein buchhalterischen Bilanzen niederschlagen, es äusserst sich aber in einem Gewinn an Lebendigkeit und Dialogfähigkeit. Kultur ist nicht überflüssig oder in Notzeiten entbehrlich, sie ist nicht die brotlose Kunst, auf einer Glatze Locken zu drapieren. Schon zum Wesen der antiken Polis gehörte eine enge, fast symbiotische Verzahnung von Gesellschaft und Kultur: Auf der Theaterbühne wurde von Dichtern wie Aischylos oder Aristophanes die condition humaine angesichts neuer Herausforderungen, Entwicklungen und Möglichkeiten behandelt. Mutige und gleichzeitig

harmonische Architektur diene Funktionalität und Repräsentativität in einem. Weiteres könnte genannt werden. Ich bin sicher, dass auch in Basel Kulturpolitik einen absolut unerlässlichen Beitrag zur urbanen Lebensqualität leistet. Wir können uns einen Kulturabbau gar nicht erlauben, denn Kultur eröffnet auf spielerische Weise täglich live die Chance zu Erregung, Aufregung und Anregung, zu Spannung und Entspannung. Das brauchen wir, nicht nur als unterhaltenden und schöpferischen Gegenpol zum Alltag, sondern auch als Angebot, humane Möglichkeiten vielfältig auszuloten. Wenn wir mit dem niederländischen Geschichtsphilosophen Jan Huizinga den Menschen als das spielende Wesen, den homo ludens, ansehen, dann bildet die Kultur einen der Grundzüge des Menschseins. Sie gehört mit Bestimmtheit zu Städten, die ein eigenes und damit ein für Andere interessantes Gesicht haben wollen.

Ich meine weiter, dass zu Urbanität eine tolerante Haltung gehört, die Bereitschaft, auf Menschen zuzugehen und sich mit Fremdem und Ungewohntem auseinanderzusetzen. Hier kommt es vielleicht mehr noch auf die Haltung an als auf konkrete politische Massnahmen und ich glaube, dass gerade Sie als die politisch Verantwortlichen dieses Kantons diese vorleben können. Städte leben von Austausch und Konfrontation mit Neuem, von einer Verdichtung der Existenz und von einer Pluralität von Lebensentwürfen, die nebeneinander auftreten. Diese müssen eine Chance haben, sich zu entfalten: Das geht nur mit gegenseitiger Akzeptanz und gelebter Solidarität. Es muss Platz haben für die international tätige Architektin wie für alleinerziehende Väter oder Mütter, für ausländische Arbeitnehmer wie für Theaterschaffende, für die Forscherin in Chemie oder Philosophie wie aber auch für Aussenseiter und schräge Typen. Keinen sollten wir aufgeben, niemanden dürfen wir verlieren. Von den drei Arten, mit denen man theoretisch Neuem und Fremdem begegnen kann, führt die erste, die Abwehr des Ungewohnten, zu Verslossenheit und Stillstand, die zweite, das darin Aufgehen, zur Selbstaufgabe. Wir sollten die dritte wählen, nämlich die auf Selbstvertrauen basierende kritische Neugier. Diese Haltung verhilft zu Entwicklungs- und Verbesserungsmöglichkeiten, sie erlaubt es, im Strom des Lebens auch gestaltend mitzuschwimmen. Wenn ich die letzten Monate und Jahre der Geschichte unserer Stadt, ihrer Wirtschaft und Politik, überblicke, so sind bei allen unleugbaren Schwierigkeiten und Hindernissen die Bedingungen nicht so schlecht dafür, dass diese Option sich durchsetzt.

Zu guter Letzt: Ich bin sicher, dass die Einwohnerinnen und Einwohner von Basel-Stadt in ihrer Mehrheit um den Wert urbaner Qualitäten wissen und sie für ihre persönliche Lebensführung nicht missen möchten. Zu einem guten Teil haben sie das Leben in der Stadt gewählt, um in deren Genuss zu kommen. Viele sind auch bereit, die Kosten und die Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen, die städtisches Leben zweifellos mit sich bringen kann. Auch in diesem Lichte gesehen sind die Voraussetzungen gut, unsere spezifische, baslerische Form der Urbanität weiter tragen zu können: Nutzen wir sie.

Zum Schluss seien mir ein paar Worte zum Ratsbetrieb gestattet: Erspriesslich fände ich es, wenn auch in diesem Hause ein urbaner Dialog zustande kommen würde, der auf gegenseitigem Respekt beruht und bei dem auch das Zuhörenkönnen seinen ihm gebührenden Platz erhält. Ich möchte in diesem Sinne die Verhandlungen fair führen und jedes Grossratsmitglied zu seinen Rechten kommen lassen. Dass dabei die Geschäftsordnung als unsere Arbeitsgrundlage korrekt eingehalten und ihr notfalls Nachachtung verschafft werden soll, ist selbstverständlich. Ich möchte ferner, soweit das in meinen Möglichkeiten liegt, die Ratsarbeit speditiv erledigen, ohne dass das angenehme Klima in diesem Hause leiden soll. Ich darf Sie freilich, meine Damen und Herren beider

Räte, höflich, aber aus Erfahrung klug geworden, darauf aufmerksam machen, dass eine minutiöse Zeitplanung der Ratsverhandlungen kaum in der Macht des Präsidenten oder des Büros liegt, sondern wesentlich vom Gang der Geschäfte und Ihrem Verhalten abhängt. Dieses Verhalten allerdings in irgendeiner Weise massregeln zu wollen, mache ich mir nicht anheischig, es sei denn, die Geschäftsordnung schreibe das vor. Ich hoffe auf kollegiales Verständnis dafür, bitte Sie, mir unvermeidlicherweise vorkommende Fehler nachzusehen und werde mich um eine gute Zusammenarbeit mit Ihnen allen nach Kräften bemühen.

Ich freue mich auf das kommende Amtsjahr und danke für Ihre geduldige Bereitschaft, mir zuzuhören!